Interkulturelle Verständigung

Elena Brusskowa

In Wahrheit sind wir wirklich stärker

Lois Fisher-Ruges Buch¹ erschien mit einer rührenden Widmung: »Für die Freunde, bei denen ich mich in Moskau zu Hause gefühlt habe.« Genau genommen, waren die Freunde Objekt der Beobachtung und Haupthelden des Buches von Lois Fisher-Ruge »Alltag in Moskau«. Die Absicht der Autorin, die mit ihrem Mann, dem Fernsehjournalisten Gerd Fisher-Ruge, nach Moskau gekommen war, war es nicht, ausgesprochen weibliche Probleme zu erforschen. Das Thema ihres Buches spiegelt sich in seinem Titel. Es ergab sich so, daß die Moskauer Freunde Frauen waren (wenn es sich um Männer handelt, so sind das Ehemänner dieser Freundinnen), deswegen erzählt das Buch hauptsächlich über das alltägliche Leben der Frau.

Lois Fisher-Ruge war sehr oft bei ihren Moskauer Freundinnen zu Besuch, sie hatte einen Stammplatz im Hauptraum ihrer Wohnungen – in der Küche. Sie weiß, wie der Tag einer berufstätigen Frau aussieht, was in der Familie zum Frühstück gegessen wird, was zum Mittagessen gekocht wird, wo man Lebensmittel kauft, wie Gemüse für den Winter eingemacht wird. L. Fisher-Ruge erzählt sehr eingehend, wie die Zimmer eingerichtet sind, was in der Küche ihrer Freundinnen steht, was sie zu Hause anhaben. Sie nimmt unmittelbar an vielen Ereignissen teil, und mit allen Einzelheiten beschreibt sie, wie man zu einer Eigentumswohnung kommt und wie man das Geld auftreibt (auf dem Sparbuch ist keins), wie man alle Formalitäten für eine Auslandsdienstreise erledigt, wie man heiratet, beerdigt, wie man auf die Warteliste kommt, um ein Auto kaufen zu können.

L. Fisher-Ruge hatte Glück. Sie hatte sehr offene Freundinnen. Sie genierten sich nicht, ihr intime Einzelheiten ihres Lebens mit dem Ehemann anzuvertrauen und sich über die Nachbarin in einer Gemeinschaftswohnung zu beschweren. Sie machten sie mit einer Schwarzhändlerin bekannt, die ausländische Kleidungsstücke nach Hause brachte, beratschlagten mit ihr die Frage, wie die Freundin des Sohnes abtreiben könnte.

Sie geht an das Leben ihrer russischen Bekannten mit einer Haltung heran, die Respekt hervorruft: Sie versucht andere, ungewöhnliche Sitten und Bräuche, eine andere Art der Beziehungen zu verstehen und zu erfassen, ohne Vorurteile oder Überheblichkeit. Ihr Erstaunen kann sie allerdings nicht immer verbergen. Man muß sagen, daß solche verfremdende Schreibweise der westlichen Autoren, die

112 Elena Brusskowa

alle Tatsachen fast ohne Kommentar wiedergeben, das Erzählte viel überzeugender macht. Und wenn man die seltenen, aber ärgerlichen Fehler, wenn z.B. die Eigenschaften eines Menschen für den Nationalcharakter ausgegeben werden, nicht bekrittelt (»Die Russen lieben Klatsch und glauben fast alles, was man ihnen erzählt« S. 146), so kann man feststellen, daß die Autorin das Leben der russischen Frauen in solchen Details kennt, die dem westlichen Leser in der Regel unbekannt sind.

Einen ziemlich freudlosen Alltag kennt sie selbst nicht nur vom Hörensagen. »Eine gurgelnde Toilette, ein ständig tropfender Wasserhahn, eine Tür, die nur zublieb, wenn man ein Stück Stoff einklemmte, das plötzliche Abstellen des Wassers, ein fehlender Wannenverschluß oder ein wochenlang nicht funktionierender Fahrstuhl – all das war eher die Norm als die Ausnahme.« (S. 150) In ihrem Buch beschreibt L. Fisher-Ruge hauptsächlich dieses alltägliche Leben.

Einmal erwähnt sie flüchtig, wie sie mit einer der Freundinnen Museen und Ausstellungen besucht hat. Ausführlich schildert sie die Entdeckungsreise in ein Badehaus oder in den Vorratskeller auf der Datscha bei Bekannten, aber im Buch fehlen Gespräche und Auseinandersetzungen über das Gelesene und Gesehene. Obwohl sie sich in einem Milieu bewegt, wo solche Gespräche üblich sind. Unter ihren Freundinnen ist eine Übersetzerin, eine Lehrerin, eine Lektorin an der Universität. Die Autorin grenzt die beschriebenen Ereignisse absichtlich durch ein Kriterium ein – ihre Kontrastivität. Museen und Vernissagen, Konferenzen und Symposien, Theater und Konzerte sind in der ganzen Welt im Grunde genommen ähnlich. Aber alten Mütterchen, die auf den Bänken vor den Häusern sitzen und den unbekannten Frauen Hinweise geben – ihre Kinder sind nicht so angezogen, wie es sein sollte – wird man in Deutschland mit Sicherheit nicht begegnen.

Manchmal geht es im Buch um ernstere Probleme: »Du hast mir von den besonderen sozialen und politischen Problemen in Amerika erzählt. Aber du bist dort ein freier Mensch. Du kannst reisen, wohin du willst. Du kannst sagen, was du willst, ohne Angst vor Schwierigkeiten. Wenn in deinem Land jemand hart arbeitet, hat er praktisch unbegrenzte Möglichkeiten.« (S. 98) Weiter beziehen sich alle Klagen der Lehrerin Rita darauf, daß bei uns die, die schlecht arbeiten, oft dasselbe verdienen wie die, die gut arbeiten. »Die Menschen bekommen dadurch ein Gefühl der Hilflosigkeit.« (S. 99) In diesem Fall nimmt L. Fisher-Ruge eine bestimmte Position ein, die über die Grenzen eines Gesprächs hinausgeht. »Da ich ein solches Schicksal nicht nachempfinden konnte und auch nicht unter einem solchen System leben mußte, schien es mir besser, das Thema zu wechseln.« (S. 99) Diese Haltung muß man nicht unbedingt teilen, aber sie ist offen und ehrlich dargelegt. Schließlich geben allein die Beschreibungen der materiellen Möglichkeiten der Familie, enger und unbequemer Wohnungen und anderer Besonderheiten unseres Moskauer alltäglichen Lebens eine gewisse Vorstellung von der Lage der Frauen.

Denjenigen, für die Frauenprobleme in der ehemaligen UdSSR von ernsterem Interesse sind, wird das Buch »In Wahrheit sind wir stärker. Frauenalltag in der Sowjetunion«² nützlich sein. Gabriele Krone-Schmalz, die in Moskau als Korrespondentin tätig war, hat beschlossen, einen Film über die Sowjetfrauen zu machen. Das Buch war eine Fortsetzung des Films. Während L. Fisher-Ruge ein

Buch über ihre guten Bekannten schrieb, besuchte G. Krone-Schmalz die Frauen, mit denen sie früher nicht bekannt war, und die sowjetische Kollegen für sie vor Ort ausgewählt hatten. Von Anfang an war sie sich dessen bewußt, wie schwer ihre Aufgabe ist, über Frauen in der Sowjetunion zu schreiben, wo »über hundert Nationalitäten leben mit ebenso vielen unterschiedlichen Sprachen« (S. 9). Ihr größer Wunsch war, entgegengesetzte Orte eines damals noch riesigen Landes zu zeigen, deswegen flog sie nach Jakutien, Turkmenistan, Sachalin und Georgien.

Ihre kurzfristigen Bekanntschaften sind nicht weniger gehaltvoll, manchmal sogar informationsreicher als die im Buch von L. Fisher-Ruge. G. Krone-Schmalz geht an das Thema nach einer gründlichen Vorbereitung heran: »In der Sowjetunion sind siebzig Prozent aller Ärzte Frauen. Ich habe das früher mal als Zeichen der Gleichberechtigung gewertet, bis ich erfuhr, daß Ärzte in diesem Land schlechter bezahlt werden als Bauarbeiter. Und mit Prestige, so wie bei uns immer noch, ist dieser Beruf in der Sowjetunion überhaupt nicht verbunden.« (S. 12)

Sie versucht, eine Antwort auf die wichtigste Frage zu bekommen: Wie gelingt es den Frauen (im konkreten Fall Tatjana aus Jakutien, der Leiterin der gynäkologischen Abteilung, sie ist Chirurg) den schwierigen Alltag mit einer verantwortungsvollen Arbeit zu vereinbaren. »Ich hake nach, bringe den Begriff >Doppelbelastung« ins Spiel und die Frage, ob das denn immer nur die Frauen treffen müsse. Tatjana weicht aus: >Auf jeden Fall soll eine Frau einen Beruf haben und arbeiten. Ich kann mir mein Leben ohne berufliche Arbeit nicht vorstellen. «
(S. 24–25). Sie bekommt keine Antwort, und größtenteils klappt das Gespräch überhaupt nicht. »So sympathisch und auf ihrem Gebiet kompetent Tatjana ist, so unkritisch oder vielleicht auch ängstlich ist sie gegenüber Ausländern. Für Tatjana steht alles zum Besten, die Gesundheitsfürsorge, die Krankenpflege, alles ist kostenlos und einwandfrei.« (S. 23–24)

Das Material für dieses Buch wurde am Anfang der Perestroika gesammelt, als in dem noch nicht zusammengebrochenen Land alte ungeschriebene Regeln gültig waren. Es galt als unpatriotisch, vor Ausländern (insbesondere Korrespondenten!), sich über Schwierigkeiten zu beklagen, mit ihnen über eigene Probleme zu sprechen. In den Gesprächen mit anderen Frauen in anderen Gebieten bekam G. Krone-Schmalz auf einige direkte Fragen oft ausweichende Antworten. Sie empfanden es als peinlich, verstanden nicht oder fürchteten sich auch. Derzeit vergeht den Menschen diese Furcht, aber in unserer Geschichte gab es Zeiten, in denen allein die Bekanntschaft mit einem ausländischen Korrespondenten oder ein Gespräch unangenehme Folgen haben konnte. Das Wort »Glasnost« allein hat in unserem Leben nichts sofort verändert. Wenn die Autorin fragt, »ob es (...) nicht schwierig sei, beides - Beruf und Familie - miteinander zu vereinbaren«, und darauf Anna (antwortet): »Nein, es gibt da für mich keine Schwierigkeiten, weil wir alle arbeiten können, jeder an seiner Stelle« (S. 44), so muß die Autorin feststellen: »Ihre Antwort läßt mich hilflos zurück. Drücke ich mich so mißverständlich aus, gehe ich mit völlig falschen Erwartungen an diese Frau heran, ich bin vielleicht völlig schief gewickelt mit meiner Fragestellung?« (S. 44)

In dieser Ablehnung, ihr Schicksal kritisch zu überdenken (was sich in der letzten Zeit in sein Gegenteil verkehrt hat), verbirgt sich freilich noch eine Ursache. Großmütter und Mütter von den Frauen, mit denen L. Fisher-Ruge befreundet

114 Elena Brusskowa

war und mit denen G. Krone-Schmalz gesprochen hat, haben genauso wie ihre Töchter und Enkelinnen Schlange gestanden. Das Leben, das ältere westliche Leser aus den Nachkriegszeiten kennen – mit Schlangestehen, Lebensmittelkarten, Schwarzmarkt, mit davon reich werdenden Händlern – dauert bei uns schon mehr als 70 Jahre an. Es ist zur Gewohnheit geworden.

Wir haben uns an ermüdenden Alltag gewöhnt und auch daran, daß nach Maßstäben der westlichen Welt die Frau bei uns (übrigens bis jetzt) die Männerarbeit verrichtet. Wenn G. Krone-Schmalz den ganztags im warmen Arbeitszimmer sitzenden Direktor fragt und ebenso Anna, die den ganzen Tag in den kalten, schmutzigen, nassen Räumen der Fischfabrik verbringt, warum nur die Frauen diese Schwerarbeit leisten, bekommt sie fast gleiche Antworten. Der Direktor: »In unserem Staat ist es so üblich, daß das die Arbeit der Frauen ist.« (S. 50) Anna: »Ganz einfach: Das ist deshalb so, weil diese Arbeit irgendwie besser zu Frauen paßt. Sie werden keinen Mann dazu kriegen, Fische auszunehmen.« (S. 52)

Fast dasselbe Gespräch findet mit der Moskauer Bauarbeiterin Galina statt. »Ich erzähle ihr, daß ihr Beruf in der Bundesrepublik ein ausgesprochener Männerberuf ist und daß Frauen auf dem Bau bei uns in der Bundesrepublik so was wie Exoten sind ... Galina kann das gar nicht glauben und fragt sofort, wie wir das ohne Frauen schaffen. In der Sowjetunion könne man die meisten Baustellen ohne die weiblichen Arbeitskräfte gleich schließen.« (S. 64) Galina: »Natürlich ist die Arbeit schwer, aber das war für Frauen hier immer so. Daran ist nichts besonders oder außergewöhnlich. Nur für Sie ist es ungewohnt, weil Sie das aus Ihrem Land nicht kennen.« (S. 65) Turkmeninnen meinen, daß Arbeit unter sengender Sonne im Feld absolut weibliche Arbeit ist. Frauen, die mit Spaten die Straßen asphaltieren oder in den Betrieben schwere Metallbarren bewegen, sind unsere revolutionäre Errungenschaft, an die sich letzten Endes nicht nur Vorgesetzte gewöhnt haben, was zu erklären wäre, sondern auch die Untergebenen selbst. Alle haben sich daran gewöhnt, daß die Frau, indem sie Gleichberechtigung erworben hat, gleichzeitig die Privilegien des schwachen Geschlechtes verloren hat

G. Krone-Schmalz, die ihre Aufgabe nicht nur in Wiedergabe des Geschehens betrachtet, verbirgt ihre Stellungnahme nicht zu diesem Thema: »Ich werde sicher auch nie die Szene vergessen, als ich an einem liegengebliebenen Lkw vorbeifuhr und eine alte Frau mit Kopftuch und grauschwarzem Arbeitsanzug und darüber einen Rock sah, die halb im Motorblock verschwunden war auf der Suche nach der Ursache für die Panne. Wenn das die Errungenschaften der Gleichberechtigung sind... Tatsache ist, daß in keinem anderen zivilisierten Land Frauen körperlich so schwer arbeiten wie in der Sowjetunion.« (S. 57) Aber die Frauen, mit denen sie gesprochen hat, wissen das wirklich nicht (genauer gesagt, wußten es damals nicht). Um ihre unglaublich schwierige Arbeit anders zu bewerten, muß ein anderer Ausgangspunkt gewählt werden: andere Lebenserfahrungen. Aber sie fehlten. Im Ausland waren die Frauen nie, mit den Verhältnissen in den entwikkelten Ländern waren sie nicht bekannt. Und bei uns zu Hause hat dieses Thema - Frauen und eine Arbeit, die ihre Kräfte übersteigt - lange Zeit offiziell nicht existiert. Statistische Angaben über typische Frauenkrankheiten und Kindersterblichkeit waren als geheim deklariert. Viele Frauen glaubten, das Fehlen der Privilegien des schwachen Geschlechts bedeute Gleichberechtigung. In dieser Gleichberechtigung lag auf ihren Schultern eine doppelte Last: Arbeit und Haushalt, dessen Schwierigkeiten ausländische Journalisten, die unser Land gut kennen, sich kaum vorstellen können.

Viele Frauen glaubten das, was sie in den Vorträgen anläßlich unseres eigenen Feiertages, der »Internationaler Frauentag« genannt wurde, hörten. Und in der letzten Zeit, wenn man auf dem Fernsehbildschirm zur Demonstration zusammenkommende Frauen mit alten Gesichtern zu sehen und zu hören hat, wie sie mit zitternder Stimme das noch zu Stalin-Zeit geschaffene Lied singen: »Ich kenne kein anderes Land, wo die Brust sich so frei entschließt«, empfindet man Trauer und Mitleid. Die Ernüchterung ist schwer, und nicht alle können sie verkraften.

Das Buch von G. Krone-Schmalz zeigt noch einmal, wie kompliziert und manchmal unvereinbar gegensätzlich das Gebilde war, welches sich Sowjetunion nannte. Die Frauen, die G. Krone-Schmalz kennengelernt hat – eine Jakutin, Georgierinnen, Russinnen, Turkmeninnen, Estinnen – und deren Leben sie zu verstehen versuchte, denken und sprechen nicht nur verschiedene Sprachen, sie haben auch verschiedene Traditionen, Sitten, eine je eigene Geschichte ihrer Vorahnen, sie leben in verschiedenen klimatischen Verhältnissen. Dennoch haben sie den größten Teil ihres Lebens unter gleichen politischen und wirtschaftlichen Bedingungen gelebt, in einem System, in dem die Frau eine bestimmte, nicht immer von ihr freiwillig gewählte Rolle spielte.

Es ist nicht zufällig, daß weder im Buch von L. Fisher-Ruge, noch im Buch von G. Krone-Schmalz das Leben einer Frau beschrieben wird, die sich nur mit Familie, Haushalt und Kindern begnügt. Sogar die Turkmenin Oguljasch, die sechs Kinder hat, arbeitet auf dem Felde. Diese Überzeugung, daß die Frau die Möglichkeit bekommen soll, genauso wie der Mann zu arbeiten, war so lange einer der ideologischen Trümpfe in unserem Land, daß viele Menschen im Westen, sogar Journalisten, an eine positive praktische Verwirklichung dieser Idee zu glauben schienen.

In Estland lernt G. Krone-Schmalz eine Frau kennen, die zu einem Frauenkongreß nach Tallinn geschickt wurde. »Als ich sie frage, wofür sie sich denn in erster Linie einsetzen wolle, antwortet sie, ohne lange zu überlegen: ›Dafür, daß Frauen bei ihren Kindern zu Hause bleiben können und nicht arbeiten gehen müssen. (...) Und ich versuche, ihr zu erklären, daß eine solche Forderung bei uns in der Bundesrepublik als ausgesprochen konservativ, wenn nicht gar reaktionär gilt. (...) Lila fragt, wieviel Prozent der Frauen in der Bundesrepublik berufstätig sind. (...) Es sind knapp fünfzig Prozent. In Estland sieht das ganz anders aus. Da sind 98 Prozent aller Frauen berufstätig. (S. 127) Diese letzte Zahl offenbart die Begründung für die zunehmende Tendenz unserer Frauen, zu Hause zu bleiben und sich den Kindern zu widmen, was feministisch eingestellten Journalistinnen erstaunlich vorkommt. Nachdem die Jahre nach der Revolution, da viele Frauen mit Begeisterung und Enthusiasmus wirklich erworbene politische Freiheiten genossen, zur Geschichte geworden waren, wurde ziemlich schnell klar, daß die Frau nicht nur arbeiten darf, sondern daß sie dazu gezwungen ist.

Es wurde den Frauen nicht zugestanden, ausschließlich Hausfrau, Oberhaupt der Familie zu sein. Diese vielen Jahre andauernder und unzivilisierter Praxis der

116 Elena Brusskowa

Männerherrschaft, während deren nicht nur in den oberen Machtschichten keine Frau zu sehen waren, sondern auch sogar zu den halboffiziellen Veranstaltungen Ehegattinnen nicht zugelassen wurden, beeinflußte das Rollenbild der Ehefrau und Mutter negativ. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo die Frau sich nicht zu schämen braucht, nur Hausfrau zu sein. Aber die Zeit ist noch nicht gekommen, wo die Frau sich das tatsächlich erlauben kann. Mit sehr seltenen Ausnahmen kann der Mann die Familie nicht allein ernähren.

Heutzutage in der schwierigsten wirtschaftlichen Situation sind unsere von Alltagsproblemen erschöpften Frauen nicht so sehr um Schattierungen der Gleichberechtigung besorgt als um die Möglichkeit, sorgenfrei mit den Kindern zu Hause zu bleiben. Beiden Autorinnen, die im Titel das Wort »Alltag« gewählt haben, muß Scharfsinn zugestanden werden. Der Alltag bestimmt in unserem Land sehr viel.

Eines der wichtigsten Gespräche über Frauenprobleme führte G. Krone-Schmalz im Komitee der Sowjetfrauen. Dort wurde auch über die Rolle der Frauen in der Familie gesprochen. »Ist Mutterschaft die Pflicht einer Frau oder das Recht einer Frau?« (S. 232) Dabei erinnert sie sich an die Ergebnisse einer Umfrage, wo 80% unserer Frauen antworteten, daß sie ihren Beruf nicht an den Nagel hängen möchten, sogar wenn sie das finanziell machen könnten. Doch nach einer der letzten Umfrage Rußlands möchten (wenn sie könnten!) 52% der berufstätigen Frauen zu Hause bleiben...

Etwas abseits von diesen Themen steht eines der Kapitel, das »Georgien: Medea« heißt. Es geht um eine Frau in einem recht seltenen Beruf für Frauen. Medea, die eine Ausbildung in einer Pädagogischen Hochschule beendet hat, wurde der erste Sekretär des Parteikomitees der KPdSU und ein Mitglied des Obersten Sowjets Georgiens. Sie ist älter als alle anderen Heldinnen (Ende fünfzig). Mit ihr kommt eine Frau zu Wort, die im Gegensatz zu allen anderen es ihrer beruflichen Arbeit wegen nicht geschafft hat, eine eigene Familie zu gründen. Mit ihr kommt das System zur Sprache, in dem ein Sekretär des Parteikomitees die Führungskräfte verschiedener Ebenen bestrafen und begnadigen, ihnen helfen und ihnen verbieten konnte. Die Macht und die Möglichkeiten dieser Frau wurden dem Willen der Partei untergeordnet. Medea führte diesen Willen aus.

Das alles sind Erzählungen über den gestrigen Tag, denn das Georgien, wo es G. Krone-Schmalz in kurzer Frist gelungen ist, Medea selbst und ihren Pflichten-kreis für einen westlichen Journalisten ziemlich genau verstehen zu können, existiert schon nicht mehr. Es existiert nicht mehr das Land, dessen Bestandteil Georgien war, es existiert nicht mehr die Partei, die ruhmlos die politische Arena verlassen hat.

Aber die Probleme, die von dieser Partei hervorgebracht worden sind, sind geblieben.

Es gelang G. Krone-Schmalz, sehr viel von den spezifischen Frauenproblemen in den Gegenden, in denen sie war, zu verstehen: die vom medizinischen Standpunkt unzivilisiert hohe Anzahl von Kindern in turkmenischen Familien; die Bereitschaft der estnischen Frauen, drei Kinder zu haben, damit die Nation weiter existieren könnte; das Fehlen von Verhütungsmitteln im ganzen Land und die üblichen chirurgischen Schwangerschaftsabbrüche. Aber dieses Buch ist trotz all

seiner unzweifelhaften Vorzüge und obwohl G. Krone-Schmalz viele »systemhafte« Frauenprobleme begreift, doch eher ein Flickenteppich. Das politische System und die ideologische Lehre waren im ganzen Land gleich, aber die Auswege aus dem vergangenen Leben wurden und werden auf der Basis nationaler Traditionen und Erfahrungen gesucht.

Ich meine, daß es für eine westliche Autorin äußerst schwer ist, über unser gestriges und heutiges Land, über unsere Frauen zu schreiben, auch wenn sie mit seinen Heldinnen befreundet ist wie L. Fisher-Ruge oder, wie G. Krone-Schmalz, russisch spricht. Wir leben auf verschiedenen Planeten. Wir haben auf verschiedenen Planeten gelebt. Jetzt bemühen wir uns, quälend schwierig, so zu leben, daß Gut und Böse nicht mehr ideologisierte Begriffe sind. Dafür braucht man Zeit und Geduld. In den Gesprächen mit G. Krone-Schmalz erzählten die Frauen, daß in ihren Familien Gleichberechtigung herrsche. Soziologische Untersuchungen zeigen jedoch, daß das Familienbudget im Prinzip von den Frauen verwaltet wird. Nur mit ihrer Langmut und ihrer Fähigkeit, Reserven noch dort zu finden, wo es sie nicht zu geben scheint, kann man mit dem Geld zur Not auskommen. Die Geduld der Frauen, ihr »In Wahrheit sind wir stärker« schafft den Regierungen in unserem Land den Zeitaufschub, ohne den sie längst hätten abtreten müssen. Von den Frauen in unserem Land, die traditionell von Männern regiert werden, hängt vieles ab. Beide Autorinnen vermochten das zu verstehen.

Anmerkungen

- 1 Lois Fisher-Ruge (1990): Alltag in Moskau. Frankfurt/M. (11. Auflage).
- 2 Gabriele Krone-Schmalz (1990): In Wahrheit sind wir stärker. Frauenalltag in der Sowjetunion. Düsseldorf, Wien, New York (3. Auflage).

Übersetzung aus dem Russischen durch die Autorin